

Mark Terkessidis

Warum das Prekariat schweigt

Das Organisationsproblem in unsicheren
Arbeitsverhältnissen

Wenn man in Deutschland über Prekarisierung spricht, dann ist man mit einer erstaunlichen Ungleichzeitigkeit konfrontiert: Während die Diskussionen in Italien, Großbritannien oder Frankreich, von den USA ganz zu schweigen, schon relativ weit gediehen sind, wissen in Deutschland sehr viele Leute überhaupt nicht, worum es eigentlich geht. Das hat sicher damit zu tun, dass hierzulande der Anteil an sozialversicherungspflichtigen Jobs noch vergleichsweise hoch ist, aber auch damit, dass viele Personen sich über die eigene Prekarität gar nicht im Klaren sind. In letzter Zeit freilich scheint das Bewusstsein zu steigen, wenn auch weniger von Prekarität die Rede ist, sondern vielmehr von der »Generation Praktikum« oder wie auf dem Titel der Berliner Stadtzeitung »Zitty« von einer neuen Klasse von »urbanen Pennern«.

Tatsächlich ist der Begriff ja auch schwer zu definieren. Zwischen prekär und prekär klafft oft ein himmelweiter Unterschied. Da gibt es jene Personen, welche die Berliner Cafés mit ihren Notebooks bevölkern, wechselnde »Projekte« machen und ansonsten das geringe Einkommen damit wettmachen, dass sie symbolisches Kapital scheffeln – sie halten sich gewöhnlich für »kreativ« und unabhängig. Für sie kommt es darauf an, am eigenen Unterschied zu arbeiten: Denn die vermeintliche Differenz zu den anderen ist die Grundlage der eigenen Vermarktbarkeit. Allerdings gibt es gerade in Städten wie Berlin ein wachsendes Heer solcher Personen, so dass die Konstruktion von Unterschieden oft durch die Angst konterkariert wird, bloß Bestandteil einer Masse zu sein. Scheitern bedeutet, so zu sein wie die anderen.

Derweil schufteten im Imbiss nebenan die Bäcker von Mini-Pizzas für gerade mal vier Euro in der Stunde und gehören damit zum Heer von mittlerweile immerhin etwa sechs Millionen Leuten in der Bundesrepublik, deren Stundenlohn unter dem geforderten Mindestsatz von 7,50 Euro liegt. Die Prekarität der Lebensverhältnisse liegt hier auf der Hand. Tatsächlich ist auch hier der Job kaum mehr als ein vorübergehendes Projekt, wobei die schlechte Bezahlung nicht durch Identifikation wettgemacht werden kann. Es findet überhaupt keine Identifikation statt. Während die »Kreativen« sich beständig neu in ihr nächstes Projekt verlieben müssen, haben die »Billigjobber« ein komplett instrumentelles Verhältnis zu ihrer Arbeit und befinden sich im Grunde stets auf dem Sprung in eine besser bezahlte Arbeit. Auch können diese Prekären die eigene Lebenssituation nicht als Unabhängigkeit umdeuten – tatsächlich ist ihnen die eigene Abhängigkeit tagtäglich schmerzlich bewusst. Erstaunlicherweise ist es gerade diese Gruppe, die in den meisten Fällen auch noch Kinder aufzieht. Kinder sind hier einerseits eine

Selbstverständlichkeit, andererseits aber auch eine Art Lebensversicherung, zumal fürs Alter. In diesem Segment der Prekarität sind Familien zu Selbsthilfenetzwerken mutiert und fein tarierte Strukturen des Vertrauens und der Dankbarkeit sorgen dafür, dass die Abwesenheit von Versicherungen aller Art kompensiert werden kann.

Wiederum neben dem Imbiss liegt der Büroturm einer Versicherungsgesellschaft – manchmal schauen die Angestellten in der Mittagspause vorbei. Sie erregen den Neid der Pizzabäcker. Jobs in der Versicherungsbranche galten traditionell als bombensicher. Doch auch hier hat sich die Situation verändert. Mittlerweile wird jede Gelegenheit zum Abbau von sozialversicherungspflichtigen Arbeitsplätzen genutzt. Dieser Verlust von Jobs führt an den jeweiligen Standorten und auch in den Medien mittlerweile zu routiniert geweinten Krokodilstränen, wobei allerdings mit keinem Wort erwähnt wird, dass es sich zumeist keineswegs um ein reines Verschwinden von Stellen handelt, sondern vielmehr um eine Umstrukturierungsmaßnahme. Schon bald werden die gleichen Stellen neu geschaffen und besetzt – nun freilich mit befristeten Verträgen oder über Zeitarbeitsfirmen. Die Arbeitnehmer verdienen dann nicht mehr 1 500 Euro netto, sondern brutto. Selbstverständlich gibt es im Versicherungsturm auch immer noch genug Leute, deren Kündigung nicht zur Debatte steht und deren Gehalt während ihrer fünfzehn Jahre Betriebszugehörigkeit progressiv auf erkleckliche Höhen gestiegen ist. Aber diese Leute haben Angst. Sie haben nicht nur Angst; sie sind wie gelähmt vor Angst. Selbst hohes Fieber hindert diese Personen nicht mehr daran, pünktlich um 9 auf der Matte zu stehen. Sie machen sich unsichtbar, sie mucken nicht auf. Sich zu unterscheiden ist hier mit dem Risiko verbunden, aufzufallen oder Fehler zu machen – und das könnte eben dazu führen, auf der Liste für die zukünftigen Kündigungen zu landen.

Die Angst ist ein konstitutiver Bestandteil der Prekarisierung. Die Angst vor dem nächsten Projekt. Die Angst davor, nicht bestehen zu können. Die Angst davor, dass es kein Projekt gibt. Die Angst davor, mit dem Geld nicht auszukommen. Die Angst um die Kinder. Die Angst davor, den Job zu verlieren und aus dem geregelten Leben der deutschen Mittelschicht herauszufallen. Schließlich die Angst davor, zu keiner der genannten Gruppen zu gehören, also den Bereich der Prekarität selbst zu verlassen: »Hartz IV« zu werden, schlicht und ergreifend überflüssig. Diese Angst wird von den Medien geschürt: Sie sprechen fast nur noch zu den Ängstlichen. Über Wohlverhalten, richtiges Aussehen, Gesundheit. Und den Abbau von Arbeitsplätzen. Der Diskurs der Medien ist Imperativ und Entmächtigung zugleich. »Du musst« heißt es auf der einen Seite: Du musst etwas aus Dir und Deiner Arbeitskraft machen. »Wir müssen« auf der anderen: Die Globalisierung fegt über uns hinweg und wir müssen uns anpassen – da bleibt uns gar nichts anderes möglich.

Aber dennoch, fragt man sich unwillkürlich: Warum wehren sich die Leute eigentlich nicht gegen die Unsicherheit und Unterbezahltheit, die mit der Prekarität einhergehen? Es müsste doch Möglichkeiten geben, sich gegen dagegen zu organisieren. Bei der

zweiten Gruppe zumindest liegt das Problem auf der Hand – die betreffenden Personen haben zu wenig Verhandlungsmacht. Ihnen fehlt es an Bildungsressourcen, sie haben oft zusätzliche Statusprobleme (weil Ausländer) und sie sind leicht ersetzbar: Sie sind den »Überflüssigen« zweifellos am nächsten. Aber die gebildeten »Kreativen« oder die ebenfalls gebildeten Angestellten; die müssten etwas unternehmen können, denn schließlich sind sie auch aufgrund ihrer besonderen Fähigkeiten und Kenntnisse nicht so leicht zu ersetzen. Hier liegen die Gründe für den Mangel an organisiertem Protest in spezifischen Formen der Entmündigung: einer vorweg genommenen Entmündigung durch die Gewerkschaften im Fall der Angestellten und einer selbst gewählten Entmündigung im Fall der »Kreativen«.

Tatsächlich kann man die Rolle der Gewerkschaften nur noch begrenzt als konstruktiv bezeichnen. Die Gewerkschaften sind primär damit beschäftigt, die früher erkämpften Rechte zu erhalten: Tarifverträge, Arbeitszeitregelungen, Mitbestimmung, Kündigungsschutz, bezahlter Urlaub etc. Diese Rechte der Arbeitnehmer stehen sämtlich unter Beschuss. Dabei handelt es sich um einen Angriff, der gelegentlich als »Klassenkampf von oben« bezeichnet wurde, und tatsächlich ist dieser Begriff durchaus treffend: Die Forderung nach der Heraufsetzung der Wochenarbeitszeit etwa ist ein klassischer Topos des Klassenkampfes – das kann man schon bei Karl Marx nachlesen. Nun ist die Gewerkschaft so gebunden in der Verteidigung dieser Rechte, dass sie kaum Zeit findet, jene Leute noch zu vertreten, welche längst nicht mehr von diesen Rechten erfasst werden: Eben die »Prekären«. Während die Gewerkschaft für die Arbeitnehmerrechte kämpft, merkt sie oft nicht, dass diese Rechte nur noch für eine stetig schrumpfende Klientel gelten und von vielen »Prekären« bereits als sicheres Privileg einer neu entstehenden Schicht des »Arbeiteradels« betrachtet werden. Diese Schicht kann zudem von den Arbeitnehmern wiederum als Schicht von »Besitzstandswahrem« denunziert werden. Allerdings muss man der Gewerkschaft zugestehen, dass sie sich in einer schwierigen Lage befindet. Und die Kampagnen von »ver.di« gegen die Arbeitsbedingungen bei den Drogerie- bzw. Supermarktketten Schlecker und Lidl zeigen, dass die Gewerkschaft bei den »Prekären« Terrain wieder gut machen will.

Der entmündigende Faktor der Gewerkschaftspolitik nun liegt darin, dass viele Angestellte sich daran gewöhnt hatten, der Gewerkschaft sämtliche Verhandlungsmacht zu übertragen – ohne noch wirklich zu verstehen, um welche Rechte es dabei eigentlich ging. Beim Übergang von der Sozialversicherungspflicht in die Prekarität werden diese Leute plötzlich mit einer neuen Situation konfrontiert, in der in punkto Organisation mehr individuelle Initiative gefragt wäre. Die aber war in ihrem bisherigen Leben ganz einfach nicht vorgesehen. Insofern reicht die Initiative dann oft nur noch zum Austritt aus der Gewerkschaft – meist im Übrigen aus dem ganz profanen Grund der Kostenersparnis.

Bei den »Kreativen« ist die Eigeninitiative auf jeden Fall vorhanden – schließlich ist diese Initiative ja Teil des Kapitals dieser Gruppe. Doch auch hier gibt es keinen

Protest. Bei dieser Gruppe sind eher erstaunliche Mechanismen der Selbstentmächtigung zu beobachten, die ganz unterschiedliche Ursachen haben. Während der Blüte der New Economy konnte man ständig Personen treffen, die kleine Firmen aufgebaut hatten, und deren Situationsbeschreibungen offen gegen jegliche Form der politisch-gewerkschaftlichen Organisierung gerichtet war. Den eigenen kleinen Betrieb betrachteten diese Personen als »Familie« und bestanden darauf, dass man Probleme »unter sich« lösen könne. Die Auftraggeber wiederum erschienen als Partner und nicht etwa als übermächtige Gegenüber, deren Aufträgen die eigene kleine Klitsche auf Gedeih und Verderb ausgeliefert war. Diese Situationsbeschreibung führte dazu, dass eine organisierte Vertretung der eigenen Interessen vehement abgelehnt wurde – nichts war bei diesen Leuten verpöner als ein Vertreter der IG Medien. Der Spuk der New Economy jedoch war recht schnell vorbei und angesichts des Scheiterns der meisten der damaligen Kleinstunternehmen hört man solche Stimmen heute nur noch selten.

Die heutige Selbstentmächtigung ist weitaus subtiler und speist sich aus diversen Quellen. Zunächst hat ein nicht unbeträchtlicher Teil der 20 – 40jährigen Akademiker im geisteswissenschaftlichen Bereich – das traditionelle Rekrutierungsfeld der »Kreativen« – kaum eine konkrete Vorstellung von der eigenen Tätigkeit in der Zukunft. Das Studium in der Bundesrepublik bereitet trotz seiner Länge selten auf irgendeinen Beruf vor und deshalb haben die meisten Abgänger den Eindruck, dass sie eigentlich noch gar nichts können. Mit diesem Mangel an Selbstbewusstsein stoßen sie schließlich auf die Welt der Projekte – irgendwo zwischen Kulturbetrieb, Event-Marketing, Werbung und Medienindustrie. Dort sind sie begierig, etwas zu lernen – am Anfang steht das Praktikum. Da aber die Projekte doch recht unterschiedlich sind, haben viele am Ende eines Projektes kaum das Gefühl, für das nächste Projekt bereits ausreichend vorbereitet zu sein. Das Lernen geht dann im nächsten Projekt weiter, was der grassierenden Devise vom »lebenslangen Lernen« bald einen schalen Beigeschmack verleiht. Denn die Penetranz des Lernanspruchs verlängert das eigene Defizit ins Unendliche: Man kann einfach nie genug, um beim nächsten Mal nicht wieder von vorn beginnen zu müssen. Im Übrigen betrifft der Mangel an Selbstbewusstsein Frauen noch einmal stärker als Männer. Daher würde eine Untersuchung der Arbeitsverhältnisse in den zahlreichen Projekten wahrscheinlich ergeben, dass die inhaltlichen Entscheidungen überwiegend von Männern getroffen werden, während Frauen oft für Organisation und Kommunikation zuständig bleiben.

Es gibt noch ein weiteres Moment, dass die Bereitschaft zu endloser Plackerei für wenig Geld immens steigert. Gewöhnlich rekrutieren sich die Mitarbeiter in der Projektarbeit aus der Mittelschicht. Traditionell galt es dort als unfein, über Geld bzw. Einkommen zu sprechen. Noch heute wird der Frage nach dem Verdienst gerne ausgewichen. Über Geld redet man nicht gern. Noch weniger gern verhandelt man über Geld. Darüber hinaus wird bei den meisten Projekten, selbst wenn sie großen Unternehmen angegliedert sind, permanent Geldknappheit simuliert. Von vornherein wird

den Mitarbeitern klar gemacht, dass sie mit wenig zufrieden sein müssen und dass das Funktionieren des Projektes vor allem auf ihrem Engagement beruht. In den meisten Fällen müssen dann Papa und Mama einspringen, um das magere Einkommen zu vervollständigen, damit es zum Leben reicht. Bei dieser Art von Unterstützung handelt es sich mittlerweile um eine Art privat subventioniertes »Kombilohn«-System – ein System jedoch, über das man wiederum nicht spricht.

Wenn nun das Projekt einmal läuft, dann kann man unmöglich aussteigen, denn die Verantwortung ist riesengroß. Zumeist arbeiten so wenige Personen im Projekt, dass jeder Ausfall den anderen noch mehr Arbeit aufbürdet. Und da während des Projektes aufgrund der ausufernden Arbeitszeiten die Mitarbeiter zu einer Art Familie mutieren, wird jeder Ausfall, als im-Stich-lassen interpretiert. Krankheitsbedingte Fehlzeiten werden zum Relikt aus den Tagen, als der Arbeitnehmer noch existierte. Selbstverständlich wird regelmäßig alles zuviel – der Mangel an Schlaf, die schlechte Ernährung, die rasenden Gedanken, die endlosen To-Do-Listen, das drohende Versagen, der Druck des Erfolges. Regelmäßig folgen kleinere und größere Zusammenbrüche. Früher einmal lautete der Preis für Selbstaubeutung in der Projektarbeit: Selbstbestimmung. Man wusste, was man wollte, und hat versucht, es zu realisieren. Das gibt es selbstverständlich immer noch. Doch wenn die Projektarbeit mehr und mehr zur Regel wird, dann entwickelt sich die Selbstbestimmung zu einer Bestimmung der Grenzen des eigenen, vollkommen unsicheren Selbst. Die entscheidende Frage ist eine der Selbstkontrolle: Wie weit kann ich mit mir selbst gehen, wie lange halte ich durch?

Nach dem Projekt schließlich, wenn alles vorbei ist, kommt erst einmal das große Loch. Das Problem des »Zuviel« stellt sich nun auf andere Weise. Da die meisten nicht wissen, was sie genau machen wollen und das eigene Potential ständig unausgeschöpft erscheint – es gibt immer noch etwas zu lernen – droht nach dem Projekt die Depression. Ein Irrtum über Depressionen besteht darin, zu glauben, hier handele es sich um eine Krankheit der Leere, also eine Person sei abgeschnitten von der Welt und ver falle in Apathie. Die Depression ist ein Leiden an der Fülle: Der Depressive hat ein Zuviel an Welt und kann sich nicht entscheiden. Wie ein Hund, den zwei Herren auf einmal rufen, versetzt er sich selbst in einen Schlafzustand. Depression ist das Leiden der »Kreativen« par excellence. Sie kann einen auch während des Projektes ereilen, wenn alles über einen hereinbricht. Depressionen sind heute in Deutschland der häufigste Grund für Arbeitsausfälle – erst auf dem zweiten Platz gefolgt von Rückenleiden. Und man kann sich nicht einmal mehr dagegen versichern: Wer sich als »Kreativer« vor Berufsunfähigkeit schützen will, den weisen die Versicherungen häufig ab. Kreative werden zu oft berufsunfähig – wegen Depressionen.

Die zunehmende Informalisierung der Arbeitsverhältnisse sorgt also aus unterschiedlichen Gründen und in verschiedenen Gruppen für einen Prozess der Entmächtigung der Subjekte, wobei ihnen gleichzeitig suggeriert wird, weitaus mehr Verantwortung

zu haben als zu früheren Zeiten. Darin liegt das Problem des mangelnden Protestes verborgen. Tatsächlich muss in Deutschland zunächst einmal ein Erkenntnisprozess in Gang kommen: Die Fallstricke der Prekarität müssen schlicht und ergreifend begriffen werden. Erschwerend kommt in Deutschland hinzu, dass Leistung und Eigeninitiative sich hierzulande nur begrenzt lohnen, weil das Bildungssystem und quasi-feudale Netzwerke dazu führen, dass zu einem relativ frühen Zeitpunkt die Position auf der sozialen Leiter vorbestimmt werden. Der Kampf gegen die Prekarisierung muss daher an mehreren Fronten zugleich geführt werden. Das Bildungssystem muss reformiert werden – das frühe Aussortieren muss aufhören und die Bildungsinstitutionen müssen auf der einen Seite weitaus konkretere Kompetenzen und auf der anderen mehr Selbstbewusstsein vermitteln. In der Projektarbeit muss zudem die zugeteilte Verantwortung auch tatsächlich eine echte Verantwortung sein, auch in Bezug auf die Arbeitsorganisation: Verantwortung kann nicht nur in dem unausgesprochenen Zwang bestehen, mehr zu arbeiten. Schließlich werden neue Formen der sozialen Absicherung gebraucht, um die Prekarität nicht existenzgefährdend werden zu lassen: Die Diskussion über ein Grundeinkommen geht in diese Richtung.

Kontraproduktiv allerdings sind die herrschenden Sehnsüchte, zurück zu wollen zur schönen Welt vor der Globalisierung. Diese Welt war nicht schön: Sie war autoritär, patriarchal und selbstverständlich rassistisch. Tatsächlich ist es notwendig, sich bestimmte soziale Errungenschaften nicht nehmen zu lassen, aber die neue Welt ist dennoch schon längst da – und sie fordert in erster Linie neue Formen der Organisation. Zunächst jedoch braucht es die Erkenntnis, dass man sich selbst organisieren muss, wenn man sein Leben nicht als das verbringen will, was Brian Massumi einmal so treffend als permanente kapitalistische Mini-Krise bezeichnet hat.

Prekäre Perspektiven ... in der neuen Gesellschaft

Herausgeberin: Neue Gesellschaft für Bildende Kunst e. V. (NGBK),
Oranienstr. 25, 10999 Berlin, ngbk@ngbk.de, www.ngbk.de
Tel: 030 - 61 65 13 -0, Fax: 030 - 61 65 13 -77

Arbeitsgruppe Veranstaltungen:

Claudia Burbaum, Karin Kasböck, Christine Kriegerowski, Christoph Leitner, Tina Veihelmann

Reader zur Veranstaltungsreihe

Prekäre Perspektiven ... in der neuen Gesellschaft

2004–2006, NGBK

www.mitzeitung.de/prekaere

Präsidium: Prof. Dr. Beatrice von Bismarck, Albert Eckert, Prof. Dr. Silke Wenk

Geschäftsführung: Leonie Baumann

Geschäftsstelle: Wibke Behrens, Dorit Gasiorowski, Katja Hübner, Benita Piechaczek, Sabine Störmer, Kati Beer

Redaktion: Claudia Burbaum, Karin Kasböck, Christine Kriegerowski

Grafik und Layout: Dirk Braunheim, Christoph Leitner

Umschlaggestaltung: Christoph Leitner

Druck: hinkelsteindruck Berlin

Auflage: 1000 Exemplare

Vertrieb: Vice Versa, Immanuelkirchstr. 12, 10405 Berlin,

Tel: 030-61 60 92 3-6, Fax: 030-61 60 92 3-8, info@vice-versa-vertrieb.de

Berlin 2006

ISBN 978-3-938515-08-2

© 2006 NGBK, für die Text- und Bildbeiträge bei den AutorInnen, FotografInnen, KünstlerInnen. Für den Abdruck »Die verkehrte Welt« von Jan Steen (Abdruck seitenverkehrt), Kunsthistorisches Museum Wien. Für die Bilder zum Text von Daniela Koweindl beim *Sprengkomitee*. Für die Konzeption bei der Arbeitsgruppe Veranstaltungen.

Das von uns verwendete Logo stammt ursprünglich von der Seite www.cub.it, ist aber dort nicht mehr zu finden. Es ist uns nicht gelungen, den / die UrheberIn ausfindig zu machen. Für Hinweise sind wir dankbar.

Die NGBK dankt der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur für die Förderung und der Stiftung Deutsche Klassenlotterie Berlin für die Finanzierung.

Wir danken allen Beteiligten und besonders Gabi Kellmann, Barbara Löblein, Mark Schiffner, Oliver Siebeck, Christoph Tempel, Tiger und Susan Wolff für ihre Unterstützung.

Prekäre Perspektiven

... in der neuen Gesellschaft